

Aus den Bündner Bergen

## **Zum Buch, zur Jagd**

Robert Bösch

Eigentlich haben mich die Bündner Berge bei der Arbeit an diesem Buch nicht interessiert. Ich war auf der Suche nach Bildern. Nach Bildern, die anders sind als diejenigen, die ich schon gemacht hatte, anders, als solche, die ich im Kopf hatte oder die ich irgendwo gesehen hatte. Was ich suchte, war schwierig in Worte zu fassen - diffus war da nur eine Idee, eine Vorstellung von einer anderen Bildwirkung als Gesamtwerk. So, wie ich nicht wusste, was ich eigentlich genau suchte, so genau wusste ich, was ich nicht wollte: Ich wollte weder die Schönheit der Bündner Berge zeigen noch einen Überblick über das Bündnerland abbilden. Ich suchte etwas anderes.

Als Alpinist bin ich im Verlaufe meines Lebens unzählige Male in dieser Bündner Bergwelt unterwegs gewesen. Fast beiläufig wurde mir beim wiederholten Durchschauen der Fotos bewusst, dass ich auf den meisten der abgebildeten Gipfeln schon gestanden habe. Manche dieser Besteigungen sind mit so intensiven Erlebnissen verbunden, dass sie mir noch präsent sind, als ob sie vor kurzem und nicht vor Jahren oder Jahrzehnten stattgefunden hätten: Bestens erinnere ich mich noch an das Biwak bei meiner ersten Winterbesteigung des Biancogrates bei schlechten Verhältnissen und eisigen Januar-Temperaturen, an meine Alleinbegehung der drei Piz Palü Nordwandpfeiler nacheinander an einem Vormittag, oder den nervenzehrenden Rückzug in einem fürchterlich brüchigen und steilen Felscouloir an der Punta St. Anna im Bergell. Doch während meiner Arbeit am Buch waren diese Erinnerungen weit weg. Zu stark war ich darauf fokussiert, unbekannte Bilder in diesen mir bestens bekannten Bündner Bergen zu entdecken. Es ging mir nicht um die Berge, es ging mir um die Bilder.

Obwohl ich mit sehr grossem Respekt das Projekt angegangen bin, hat mich diese Suche in einem Ausmass gefordert, wie ich es nicht erwartet hätte. Immer haben mich die Zweifel begleitet, ob ich einer umsetzbaren Idee nachgehe, oder, ob mein Ansinnen irgendwo zwischen Überschätzung und Blödsinn anzusiedeln war. Zwei Jahre bin ich zwischen Begeisterung und Resignation hin- und hergependelt. Vor allem zu Beginn meiner Arbeit hatte ich einen ständigen und zuverlässigen Begleiter an meiner Seite, nämlich das Gefühl, dauernd zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein. Bis ich zu begreifen - und vor allem zu akzeptieren - begann, dass es bei diesem Projekt kein zu früh oder zu spät, kein guter, falscher, besserer oder schlechterer Standort gab. Landschaft, Wetter, Licht - das war. Es galt schlicht in dieser Landschaft zu sein.

Ich musste lernen planlos, ohne Zeitplan, ohne Routenvorstellung und unabhängig von Wetter und Prognose unterwegs zu sein. Es fiel mir nicht einfach, mich in „meiner“ Bergwelt in einer Art und Weise zu bewegen, wie ich es ein Leben lang zu vermeiden versucht hatte: Beurteilung des Wetters, Routenplanung, Lichteinschätzung, alles musste ich ignorieren. Und vor allem musste ich mich von den Bildern lösen die ich im Kopf hatte. Ich zwang mich, all meine Erfahrung in Sachen Landschaftsfotografie zu hinterfragen und weitgehend über den Haufen zu werfen. Nur so, war ich überzeugt, entstand vielleicht Neues. Ich weiss, wann und wo ich zu sein habe, um Piz Bernina mit Biancogrät im rötlichen Abendlicht zu fotografieren und ich weiss, wann die Viamalaslucht am

eindrücklichsten ausschaut. Ebenso kenne ich die faszinierende Wirkung der farbigen Fantasyaufnahmen des nächtlichen Sternenhimmels und ich weiss genau, bei welcher Wetterlage mit spektakulärem Sonnenuntergangslicht zu rechnen ist. Aber das alles interessierte mich nicht: Sonnenauf- und untergangsstimmungen waren für mich von Beginn weg genauso tabu, wie die berühmten blauen Stunden. Es gibt für mich keine Regel, wie Landschaftsbilder zu sein haben - ausser vielleicht, dass sie irgendwie im Gleichgewicht sein müssen, dann kommen sie gewissermassen zur Ruhe. Aber das suche ich nicht bewusst, das geschieht intuitiv beim Blick durch den Sucher.

Bei vielen Bildern die ich fotografierte, vermutete ich, dass sie in die richtige Richtung gehen, bei einigen wenigen war ich mir sicher. Doch es brauchte seine Zeit bis ich zu begreifen begann, dass ich erst zu einem Urteil kommen würde, wenn ich mit meiner Arbeit fertig war. Mit dem Einzelfoto wurde ich meiner Vorstellung nicht gerecht. Erst die definitive Auswahl aus den vielen tausend Bildern die ich schoss, würde mir darüber Aufschluss geben, ob ich meiner Idee nahe kam. Rückblickend war der Umstand, dass das Scheitern immer eine Option war, ein ganz wesentlicher Aspekt bei meiner Arbeit. Ohne brauchbare Bilder nach Hause zu kommen, gehörte zum Geschäft. Das machte die Sache nicht vergnüglicher, aber interessanter. Nur wo Misserfolg möglich ist, kann Erfolg wirklich zum Erfolg werden.

Landschaftsfotografie ist für mich die Kunst des Bilder-Sehens. Wir sehen ja keine Bilder, wir sehen immer die Welt, das Ganze, das Alles. Während der Maler sein Viereck mit Farbe allmählich zu einem Bild gestaltet, gestalte ich als Fotograf das Bild gerade umgekehrt, nämlich indem ich weglasse. Im Moment des Auslösens wird das Bild aus der Welt geschnitten. Bilder stehen für sich und sind nur deshalb interessant, weil sie weder alles zeigen, noch für das stehen, was sonst auch noch war - darum herum und vorher und danach. Nur dieses „aus-der-Welt-herausgelöst-Sein“ macht das Bild einmalig. Landschaftsbilder sind wie aus dem Zusammenhang gerissene Zitate.

Ich war in vielen Regionen des Bündnerlandes unterwegs - und ich war viel unterwegs: zwei, drei Helikopterflüge, viele Passfahrten, unzählige Übernachtungen im Camperbus auf abgelegenen Alpen und Tälern und viele tausend Höhenmeter mit schwerem Gepäck zu Fuss oder auf Skis und bei allen Witterungen. Auf meinen unzähligen Ausflügen ins Reich der Bündner Berge bin ich kaum jemandem begegnet. Nur während der Jagdzeit traf ich ab und zu einen temporären und bewaffneten Gesprächspartner irgendwo auf einer verlassenen Alp. Wesensverwandte, so kamen sie mir vor. Sie erzählten von ihrer Jagd. Über die Arbeit des Jagdhundes auf der Hasenjagd und wie das garstige Wetter mit viel Schnee und häufigen Westwindlagen die Gemsjagd dieses Jahr so schwierig machte, da windstilles Wetter eine Annäherung an die witterungssensiblen Tiere stark vereinfachen würde. Ich erzählte nie etwas von meinem Tier, das ich jagte. Was hätte ich sagen sollen, wusste ich doch nicht einmal wie es aussah und wo ich zu suchen hatte. Ich wusste nur, es konnte überall auftauchen, bei jedem Wetter, bei jedem Licht, bei jedem Nicht-Licht. Ich musste es nur erkennen.